

Musiktheater: Mannheim gibt zum Auftakt „Maskenball“

Erholtes Aufspielen und Singen

Sie ist vorbei, die opernlose, die schreckliche Zeit, und mit „Un ballo in maschera“ aus Giuseppe Verdis mittlerer, fruchtbarer Schaffensperiode hat uns das Mannheimer Nationaltheater gleich vor Augen geführt, warum wir die opernlose Zeit als so schrecklich empfunden haben.

Der melodieneloge „Maskenball“, heimliche Lieblingsoper vieler Verdi-Kenner, stellt nicht nur hohe Ansprüche an die Interpreten der fünf Hauptrollen, die hier glanzvoll erfüllt wurden. Auch Mannheims neuer stellvertretender 1. Kapellmeister, der schon mit einigem Renommee ans Haus gekommene 40-jährige Attilio Tomasello, gab einen mehr als respektablen Einstand. Auffallend seine Flexibilität in Tempo und Dynamik; während er manche Szene dramatisch aufbereitete (Liebesduett, Verschwörungs-Ensemble) und in der Losszene enorme Spannung aufbaute, ließ er sich für die großen Kantilenen, vokal wie instrumental, alle Zeit der Welt. Das ausgerichtete Orchester zeigte sich in bestechender Form; stellvertretend sei das exzellente Cello-Solo (in Amelias Arie „Morro, ma prima in grazia“) gepriesen.

Kühl-abstrakte Inszenierung

Chor, Statisterie und Solistenensemble haben sich seit der Premiere im April 2009 in Werner Schroeters kühl-abstrakter Inszenierung bestens eingerichtet. Ludmila Slepnevas leidenschaftlich liebende und leidende Amelia und Marina Ivanovas kesser Page Oscar sind dem Publikum seit langem vertraut. Prächtige Neuzugänge (2008) sind der walisische Spinto-Tenor Timothy Richards, der mit individuellem Timbre und leuchtenden Spitzentönen den unseligen König Gustav singt, und Karsten Mewes (Renato), der selbst die Vendetta-Schwüre noch mit Noblesse absolviert. Heike Wesels stattete ihre erste Ulrica mit klangschönem Alt-Register und dämonischer Attitüde aus. Auf hohem Niveau auch die Vertreter der Nebenrollen (van Hove, Cojocariu, Möller). Starker Applaus für einen gelungenen Saisonstart. **WB**

Auszeichnung: Die politische Philosophin Seyla Benhabib erhält in Ludwigshafen den Ernst-Bloch-Preis

Jeder hat ein Recht auf Rechte

Von unserem Mitarbeiter
Hans-Günter Fischer

Sie liebt Brahms, und das Quartett aus Musikern der Deutschen Staatsphilharmonie Rheinland-Pfalz serviert ihn ihr in Ludwigshafen wie auf einem warmen, goldenen Tablett. Hier hört man (Spät-) Romantik, zweifellos, und nicht den musikalischen Akademismus, den man diesem Komponisten manchmal nachsagt. Ziemlich ähnlich ist das auch bei Seyla Benhabib, die den Ernst-Bloch-Preis – mit 10 000 Euro ist er ausgestattet – im Ernst-Bloch-Zentrum entgegennimmt. Sie kennt den akademischen Betrieb der Welt und seine Hörsäle in Frankfurt, Cambridge, Harvard, Yale, um nur die wichtigsten zu nennen. Doch das Mitgefühl mit denen draußen vor der Tür, mit den Migranten etwa, will sie sich nicht nehmen lassen. Und den Radius ihrer Teilnahme sogar erweitern.

Was diese im wahrsten Sinn „politische“ Philosophin streng genommen immer tat, wie Micha Brumlik zu erzählen weiß, ihr Wunschland. Brumlik, gleichfalls längst Professor, kann sich noch an Frankfurter WG-Zeiten erinnern. Benhabib erkannte damals selbst im Pessach-Fest der Juden ein Gerechtigkeitsproblem, weil es den Auszug aus Ägypten feierte, obwohl dabei so viele unschuldige, unbeteiligte Ägypter sterben mussten. Kosmopolitismus sei der Jüdin, die in Istanbul geboren wurde, aber in Amerika Karriere machte, immer eine Selbstverständlichkeit gewesen, äußert Brumlik.

Grenzen habe sie immer erschüttern wollen, inklusive der zwischen „Privat“ und „Öffentlich“. Das „Recht auf Rechte“, das schon Hegel postulierte (ebenso wie später Hannah Arendt), baute sie geräumig aus zu einem „Weltbürgerrecht auf Zugehörigkeit“. Wobei die jeweils „Anderen“ doch auch als Fremde ernst genommen werden sollen.

Wie nun könnten die Migranten, Asylanten, Flüchtlinge zu ihrem Recht kommen? Da setzt die Philosophin auf die Macht „demokratischer Iteration“: eine die Unterschiede zwischen Staatsbürgern und eher rechtlos mitlebenden Ausländern allmählich einblendende Normen-Neujustierung per Diskurs und öffentlichem Druck. In ihrer Preisre-



Gehehrte mit Ehrenden: Seyla Benhabib (Mitte) mit Oberbürgermeisterin Eva Lohse und Klaus Kufeld (Bloch-Zentrum). BILD: BLÜTHNER

de pflegt Benhabib Distanz zur Nationalstaatsbindung großer Theoretiker wie Georg Simmel und Max Weber, ihren Kosmopolitismus sieht sie heute selbstredend bei supranationalen Einrichtungen und Bestrebungen am besten aufgehoben: in der Umwelt- und Frauenbewegung (Benhabib ist Feministin) oder auch im Weltsozialforum.

Kritik an USA und Sarkozy

Sie übersieht dabei nicht jene Phänomene, die sie „Anti-Utopien“ tauft und im Bloch-Zentrum konkret benennt. Dazu gehörten Formen einer „Entgesellschaftung“, wie sie George Bush (und nicht nur er) Amerika verordnet habe und bei der etwa das Bildungs- und Gefängniswesen immer stärker in private Hand gerieten. Oder auch der „Chauvinismus“ eines Sarkozys und eine ihrer Meinungen nach zu defensiv gewordene Sozialdemokratie. Und schließlich die „Gated Communities“, wie in Brasilien, wo sich die Eliten nur noch mit dem Hubschrauber von Loft zu

Loft bewegen, während unten in den Elendsvierteln Anarchie und Armut immer weiter wachsen. Benhabib sieht also manchen Grund zum Pessimismus, glaubt aber zugleich, das Menschenrechts-Prinzip sei weltweit auf dem Vormarsch.

Dass ihr in gewisser Hinsicht auch Ernst Bloch – in seinen eher späten Schriften – ein Bezugspunkt war, kommt ebenfalls zum Ausdruck. Wenn auch nicht so stark wie bei Ralf Becker, dem die Jury aus Klaus Kufeld vom Ernst-Bloch-Zentrum, Francesca Vidal (Universität Koblenz-Landau) und Susanne Mayer („Die Zeit“) den Förderpreis zusprach (2500 Euro). Becker hat die Aura von Blochs Hauptwerk „Das Prinzip Hoffnung“ hoffnungslos „zertrümmert“, wie er scherzt – indem er dessen Wortbestand gezählt und katalogisiert hat. Doch vom Index sei er rasch zurück zum Text gelangt, sagt Becker. Der sei nämlich faszinierend: „Philosophen sind Erotiker des Wissens.“ Ziemlich originelle Dankesrede, das.

Bloch-Preisträger 2010

■ Seyla Benhabib, 1950 in Istanbul geboren, lehrte unter anderem in Harvard. Seit 2001 besetzt sie an der Yale University (New Haven) einen Lehrstuhl für „Political Science and Philosophy“.

■ Von ihren Büchern sind „Hannah Arendt. Die melancholische Denkerin der Moderne“ und „Die Rechte der Anderen“ hervorzuheben, auf Deutsch bei Suhrkamp erschienen.

■ Benhabibs Definition von Demokratie besagt, dass diese dazu da sei, „die Kluft zwischen denen, die regieren, und denen, in deren Namen regiert wird, zu überbrücken“.

■ Ralf Becker, 1975 in Lahnstein geboren, hat Feuilletons herausgegeben, die Ernst Bloch für die „Frankfurter Zeitung“ verfasst hat. Becker sieht in ihm den vielleicht ersten „öffentlichen Intellektuellen“. **HGF**

Schauspiel: Kriegenburg inszeniert Kleist am Deutschen Theater

Nervige Wasserspiele im Führerbunker

Von unserem Mitarbeiter
Frank Dietschreit

Staub. Immer wieder Staub. Selbst in der von Regisseur und Bühnenbildner Andreas Kriegenburg auf andert-halb Spiel-Stunden zusammengestrichenen Fassung von Heinrich von Kleists „Prinz Friedrich von Homburg“ bleibt Staub ein wichtiges Wort und ein zentraler Begriff.

Wer etwas zu beichten oder eine Liebe zu gestehen hat, fällt in den Staub. Die in der Schlacht zwischen schwedischen und brandenburgischen Truppen hingemetzelten Soldaten fallen in den Staub. Zum Schluss, wenn der saumselige Prinz begnadigt, vom verliebten Träumer zur gehorsamen Kampfmaschine abgerichtet wurde, um in den nächsten Krieg zu ziehen, schreit er sein „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs“ hinaus in die weite Welt. Dass er dabei mit klitschnassen Klammern im Wasser steht, ist nicht die einzige Ungereimtheit eines Theaterabends voller Überraschungen.

Andreas Kriegenburg, von Neuintendant Ulrich Khuon zum Hausregisseur des Deutschen Theaters ernannt, verlegt Kleists Kriegsdrama in einen unter Wasser stehenden Führerbunker. Ob Kurfürst oder Kurfürstin, Prinzessin oder Prinz, alle müssen – pitsch, patsch – ständig durch die Fluten pflügen und sich slapstickartig im kühlen Nass suhlen. Staubig sind nur Gesichter und Haare der um Liebe und Ehre,

Befehlsverweigerung und Gesetzes-treue ringenden Figuren, die Kriegenburg in einen abgeschotteten Raum sperrt. Die Uniformen, Kleider, Schuhe, auch die Wände des Gefühlskerkers: alles blutrot. Nur der stolze Brandenburger Adler leuchtet goldgelb auf eine Inszenierung, die einige starke Momente hat.

Leben gegen Liebe

Ole Lagerpusch gibt den Prinzen anfangs als zartes Sensibelchen und selbstverliebten Hamlet. Er bettelt um sein Leben und verrät die Liebe zur stark und selbstbewusst auftretenden Prinzessin (Barbara Heynen). Ein williges Werkzeug in der Hand des kühl kalkulierenden Kurfürsten (Jörg Pose), dem der Staat alles, der Einzelne nichts bedeutet. Seinen Prinzen verleiht er die Kur für zu zählen. Erst verurteilt er ihn wegen Ungehorsam zum Tode, dann begnadigt er den Heißsporn, um einen Aufstand der Generäle abzuwenden. Die Staatsräson hat immer Vorrang. Außerdem braucht er den kühnen Prinzen in der Schlacht.

Scharf sezziert Kriegenburg aus dem bloßen Gerede über die Ehre den fürchterlichen Kadavergehor-sam heraus und zeigt, wie schnell der Krieg zur Droge und das Vaterland zur Religion werden können. Doch das hätten wir auch ohne die nervigen Wasserspiele verstanden.

■ Deutsches Theater, Berlin. Karten unter 030/284 412 25.

Schauspiel: Wie Volker Lössch mit Gorkis „Nachtasyl“ in Stuttgart fulminant die Saison eröffnet

Neues von ganz unten

Von unserem Redaktionsmitglied
Ralf-Carl Langhals

„Der Aufschwung kommt“ steht in großen Lettern auf einem portalbreiten Wahlplakat der Kanzlerin. Zeichensetzung fehlt. Weder ein affirmativer Punkt, noch ein beschwörendes Ausrufungszeichen. Dass er kommt, der Aufschwung, will derzeit nicht nur im Staatsschauspiel kaum einer glauben, am wenigsten aber tut es Regisseur Volker Lössch.

In Hamburg hatte er nach Peter Weiss „Marat, was ist aus unserer Revolution geworden?“ inszeniert und mit Millionärsadressen verlesenden Hartz IV-Empfängern für Wirbel sowie eine Einladung zum Berliner Theatertreffen gesorgt. Ähnliches könnte ihm auch in Stuttgart bevorstehen, wo er nach „Dogville“ mit pietistischen Chören und „Wut“ mit Migranten nun zur Saisonöffnung „Nachtasyl“ von Maxim Gorki und 33

Stuttgarter Bürgern vorlegt. In seinem Dresdner „Woyzeck“ spielte er auf die Neonazi-Szene an, in Daimler-Stuttgart gilt's der Wirtschaftskrise. Lössch inszeniert immer in die konkrete Situation hinein. Das mag anstrengend, oft überdreht sein – politisches Theater ist das trotzdem.

Kein Wort Gorki. Die Figurenhüllen werden mit 45 Interviews gefüllt – und es funktioniert. Angst vor dem sozialen Abstieg ist alleinerziehenden Müttern, Zeitarbeitern, gefeuerten Verkäuferinnen und geschassten Investmentbanker gemein. Wie geht der konkrete Stuttgarter mit der Krise um?, fragt Lössch und wühlt in sozialpsychologischen Befindlichkeiten, die elf wacker turnende Schauspielere allenfalls auf die Grundsituation von Gorkis „Nachtasyl“. Szenen aus der Tiefe übertragen: Gorkis geringer Herbergsvater wird zum Unternehmer, der Baron zum Banker, der verarmte Schlosser zum Kurzar-

beiter, aus dem Pilger ein Sozialarbeiter. Einzige Auftrittsmöglichkeit aus dem Wahlplakat heraus ist ein Schlitz in Augenhöhe der Kanzlerin, ein Anonymisierungsbalken, der unter Szenenapplaus ertumt werden muss, und aus dem es am Ende Brote regnet: „Die Grundversorgung ist sicher!“, von „Mehr Netto vom Brutto“ und „Reichtum für alle“ spricht im zaristischen Russland wie im kapitalistischen Stuttgart keiner. Ein weiteres Mal schont Volker Lössch also die Jungdramatik und verlässt sich auf protokollierte Originaltöne, Schicksale und Volkschöre.

Bravo-Rufe überwiegen

Stilistik, gar Masche könnte man das nennen. Doch Lössch schaut dem Volk nun einmal mehr aufs Maul und tiefer in die weidwunde Krisenseele als so manch blutleeres The-senpapier des Studiengangs szenischen Schreiben – und schafft damit theatralisch nichts Geringeres als einen praktikablen Gegenwartsnaturalismus.

In Stuttgart erntet Volker Lössch für sein formidables Schaffen vereinzelte, zart gehauchte Perlenketten-Buhs, denen nüchtern artikulierten Bravos folgen. Dann kommt ein langer, überlegter Applaus auf, dem anzumerken ist, dass die zurechtlichen Wahlversprechen besser mit Frage- und Führungszeichen versehen wären: „Der Aufschwung kommt“?

■ Heute wie am 11. und 25. Oktober. Karten:0711/202090.



Szene aus der Stuttgarter Inszenierung nach Gorki-Motiven. BILD: SONJA ROTHWEILER

UMSCHAU

Original-Brown ein Bestseller

HAMBURG. US-Autor Dan Brown erobert bereits mit der englischsprachigen Ausgabe seines Thrillers „The Lost Symbol“ die deutschen Bestsellerlisten. Knapp zwei Wochen nach dem Erscheinen liegt der Roman auf der „Spiegel“-Bestellerliste auf Platz zwei. Der Lübbe Verlag aus Bergisch Gladbach, der die deutsche Übersetzung am 14. Oktober auf der Frankfurter Buchmesse präsentieren will, sieht den Run auf die Originalausgaben „mit großer Sorge“. Der Verlag will eine Startauflage von mindestens 800 000 Exemplaren auf den Markt bringen. Verlagsleiter Marco Schneiders sagte: Der neue Brown ist ein komplexes und schwieriges Werk, da kommt man mit Schullenglich nicht sehr weit. Daher rechne ich mit vielen Doppelkäufen.“ **dpa**

Pianistin De Larrocha tot

BARCELONA. Alicia de Larrocha, die bedeutendste spanische Pianistin des 20. Jahrhunderts, ist im Alter von 86 Jahren gestorben. Die Musikerin erlag nach Angaben eines Krankenhauses in ihrer Heimatstadt Barcelona in der Nacht zum Samstag einem Herz- und Lungenleiden. Sie hatte zahllose Auszeichnungen erhalten, darunter zwei Grammy-Preise, den Nationalen Musikpreis Spaniens und den renommierten Prinz-von-Asturias-Preis. De Larrocha hatte mit bedeutenden Orchestern in Europa, den USA, Lateinamerika und Asien zusammengearbeitet und in aller Welt konzertiert. **dpa**



Pablo Pineda mit seiner Silbernen Muschel in San Sebastian. BILD: DPA

Preise für Spanien und China

SAN SEBASTIAN. Pablo Pineda ist als erster Schauspieler mit Down-Syndrom auf dem Internationalen Filmfestival von San Sebastián als bester Hauptdarsteller geehrt worden. Der 35-jährige Spanier war schon vorher ein Star gewesen. Vor zehn Jahren hatte er als erster Europäer mit Down-Syndrom ein Universitäts-examen abgelegt und für Schlagzeilen gesorgt. Als beste Hauptdarstellerin wurde die Spanierin Lola Dueñas ausgezeichnet. Sie spielt im Liebesdrama „Yo, también“ (Ich ebenfalls) von Antonio Naharro und Álvaro Pastor den weiblichen Gegenpart zu Pineda. Der chinesische Kriegsfilm „City of Life and Death“ des Regisseurs Lu Chuan gewann den Hauptpreis, die Goldene Muschel. **dpa**

HÖREN

50 Jahre Tina Turner

Bis Anfang Mai 2009 hat Tina Turner auf ihrer „50th Anniversary Tour“ ihrem Alter auf fast 100 Arena-Konzerten ins Gesicht gelacht – wer sie am 19. Februar in Mannheim gesehen hat, wird diesen Auftritt noch in bester Erinnerung haben. Die kann man jetzt zusätzlich auffrischen, denn die musikalisch famose, optisch extrem spektakuläre Show gibt es jetzt in hervorragender Soundqualität als CD/DVD-Doppel-pack. Der Bilddatenträger enthält dabei das komplette Konzert aus dem Gelredome im holländischen Arnhem, bei dem der Ablauf exakt der Setlist in der SAP Arena entspricht. Kein Wunder, denn gigantische Bühnenaufbauten wie der „Mad Max“-Thunderdome oder das riesige Auge bei „Goldeneye“ machen spontane Wechsel im Programm nahezu unmöglich. Einziger Minuspunkt an diesem Pflichtkauf für Tina-Turner-Fans: Aus Kapazitätsgründen verzichtet die CD auf sechs Songs – darunter ausgerechnet „Help“ und „Undercover Agent For The Blues“ aus der hinreißenden „Unplugged“-Session. **jpg**

Tina Turner
„Tina Live“
(CD und DVD, EMI)